

# Zeit und Heimat

13. August 1987 · Nr. 2  
30. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur  
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“  
Ausgabe Biberach an der Riß

## Lazarus von Schwendi – große Gestalt in schwerer Zeit

Von Prof. Dr. Hugo Ott, Freiburg

Vortrag in Ehrenkirchen (Kirchhofen/Ehrenstetten) am 23. Mai 1987\*

Und wie sie sich die Mäuler zerrissen haben – damals, als die Apollonia Wenk aus Mittelbiberach unter dem hochgebauchten Gewand nicht mehr verbergen konnte, daß sie Mutterfreuden entgegen sah. Nein, sie trug nicht die Haube der verheirateten Frau, ein lediges Ding, blutjung, hübsch freilich und prangend in der Blüte, ein frisches Blut, das sich der Junker Ruland von Schwendi, ein Schrank von einem Mann, in sein Stadthaus nach Memmingen, in die stolze, reiche Stadt, die freie Reichsstadt geholt hatte. Ihm den Haushalt zu führen, dem ledig Gebliebenen, dem Hagestolz aus dem freiherrlichen Geschlecht derer von Schwendi, jenem Schwendi, etliche Meilen nordwestlich von Memmingen jenseits der Iller gelegen? Hatte er nicht schon genug Weibsleut im Haus, die Küche und Keller, Stuben und Speicher besorgten? Da steckte doch der adlige Genöß, der Ritter Bernhard von Schad, Herr auf Schloß Mittelbiberach, dahinter, bei dem Ruland des öfteren weilte, wenn er übers Land ritt, nach der freien Reichsstadt Biberach oder droben nach Ulm – der Schad war immer einen Umweg wert, wenn es wieder heimwärts nach Memmingen ging.

So kam die Apollonia als Bettgenossin ins Memminger Stadthaus des Schwendi – nur schwer ließ die Mutter sie ziehen, das Lonchen, wußte sie doch, wo der Weg würde enden. Aber: welch Leben hätte die Tochter gehabt in der ärmlichen Behausung, in der es von Kindern nur wimmelte, die hungrigen Mäuler kaum satt zu kriegen. Bei Ruland in Memmingen sollt' es ihr besser ergehen – da würd' sie ihr Auskommen haben – und wär' versorgt auch aufs Alter hin. Und ob der alternde Ritter noch Vater würde, das stand bei Gott allein. Und wenn: war nicht die Herrin droben im Schloß zu Mittelbiberach, Frau Ottilia, eine natürliche Tochter des großen Kaiser Maximilian – Gott hab ihn selig –, außerehelich also, freilich von königlichem Geblüt? Das hatten die großen Herren halt so an sich – und eines, das wußte die alte Wenkin, eines war sicher: ein adliger Bastard blieb nicht unehrlich,

verfemt, mit dem Makel nichtehelicher Geburt gezeichnet sein Leben lang, wie es die Bankerte der klein Leute tragen mußten – nein solche Schmach, wenn's dann eine war, wurde rasch getilgt, durch kaiserliche Huld.

Nun also, der Sommer 1522 ging ins Land, war's länger nicht zu verheimlichen. Und stolz trug Rulands Konkubine sich oben drein, ging mit den Mägden auf den Markt erhobenen Hauptes, in Samt gewandet, als wär sie aus altem patrizischem Geschlecht, eines Kaufmanns Tochter, reich geworden durch den Handel mit Tuch, Barchent, feinem Linnen, Brokat und Pelzwerk. Freilich: die Memminger, die hatten nicht gemerkt, wie Apollonia eines Tages im Morgengrauen hinüberschlich nach St. Martin, ihrer Pfarrkirche, zu den Antonitern, die dort die Seelsorge ausübten, um zu beichten und sich lossprechen zu lassen von ihrem sündigen Leben, das sie doch nicht ändern konnte – das Herz schlug ihr bis zum Hals. Noch waren sie nicht vertrieben 1522, die Antoniter, die katholischen Priester aus Memmingen, wiewohl die Lehre Martin Luthers längst Eingang gefunden hatte und die Prädikanten gegen die Priester wetteten und Kirchzucht wichtig wurde gegen katholische Weitzerzigkeit, wo man gerne Fünfe grad sein ließ. Nein, das hatten die Memminger nicht gesehen, auch nicht, wie in der Novemberräse ein Planwagen durchs Tor holperte und gegen Biberach zu schwankte. Es war gut, daß die Apollonia das Kind in heimatlicher Umgebung zur Welt brachte, umsort von der Mutter, geborgen in der Familie. Natürlich tuschelte man auch in Mittelbiberach – es hatte sich längst herumgesprochen –, aber nur hinter vorgehaltener Hand. Denn mit den Herren wollte man's nicht verderben. Und als dem Junker

\* Anlässlich des 1. Treffens des Lazarus-von-Schwendi-Städtebundes (mit den französischen Gemeinden Kientzheim, Ammerschwir, Ingersheim, Katzenthal, Logelsheim, Niedermorschwir, Sigoldheim, Turkheim, Wintzenheim, Philippeville und Kaysersberg sowie den deutschen Gemeinden Stadt Breisach, Burkheim, Kirchhofen, Stadt Triberg und Schwendi).



*Lazarus von Schwendi*

*Dem von der Gemeinde Ehrenkirchen bei Freiburg 1983 herausgegebenen Buch über Lazarus von Schwendi (400. Todestag) und über den Tod der dreihundert Bauern von Kirchhofen, Ehrenstetten und Pfaffenweiler (350. Jahrestag) ist diese Darstellung des Lazarus von Schwendi entnommen.*

Ruland, der mit seinem Kumpan, dem Ritter von Schad, zechte, vermeldet wurde, ihm sei ein gesunder Bub geboren, ein strammes Kerlchen gar, da kreisten die Humpen, bis trunken vom Wein die Mannen von der Bank fielen. Katzenjammer hatten auch andere – die Brüder des Ruland, die ganze Sippschaft der Schwendi, die schon das Erbe des ledigen Verwandten unter sich geteilt hatte in Gedanken: es hätte ja gut gepaßt, das eine oder andere Stück Land zum eigenen schlagen zu können. Und etliche tausend Goldgulden waren zu erwarten, dazu feines silbernes Gerät. Jetzt war da ein Bastard, den sie auf den seltenen Namen Lazarus getauft hatten in der Pfarrkirche zu Mittelbiberach, weil das Fest des heiligen Lazarus in jenen Tagen gefeiert wurde, kurz vor Weihnachten. Sie ahnten: Ruland werde alles dreinsetzen, den unehelich Geborenen zu legitimieren und ihn so als vollberechtigten Erben zu gewinnen, die Linie des Ruland von Schwendi fortzuführen.

Die Ahnung trog nicht: der Bub Lazarus war noch keine zwei Jahre alt, da wurde er kraft kaiserlicher Vollmacht „seiner unehelichen gepurt halber dispensiert, die mackel aufgehept, vertilkt und ganz abgethan“ – und der Bastard blieb versteckt im Schwendi-Wappen, das Lazarus führen durfte,

mit Namen, Schild und Helm und mit dem vollen Recht auf Erbe, der Bastard blieb nur noch kenntlich im schwarzen Stern, bis auch dereinst dieser Schönheitsfehler schwand. Und Ruland von Schwendi hatte es eilig, wußte er doch, daß der Tod ihm nahe war – so ließ er am 17. Januar 1525 in der Stube seines Memminger Stadthauses vor einem Notar das Testament aufrichten: „ich Ruoland von Schwendi zu Schwendi ytz sesshaft zu Memmingen“ seinen „natürlichen, geelichten und legitimierten sune, den ich in fry ledigen stand bei Apolonien Wenkin von Mittelbiberach auch in fry ledigem stand erzeugt, geborn und überkommen hab“ zum Universalerben einsetzend und, da Lazarus auch Memminger Bürger sein werde, den Rat der Reichsstadt zum Testamentvollstrecker und Vermögensverwalter bestimmend, wohl wissend, daß die Memminger keinen ihrer Bürger fallen ließen, sondern dessen Recht verbissen verteidigten. Ruland von Schwendi hatte gut daran getan, seine Sippe in ihrer Habgier genau einschätzend.

Der Bub wuchs heran, wußte nicht viel von den Prozessen, die der Rat der Stadt wegen seiner adligen Verwandten um das Erbe zu führen hatte, jahrelang, bis es schließlich zum Vergleich kam. Er hatte zu leben, seine Mutter, die Apollonia Wenk, zog ihn groß, bis er unter die Obhut des Rates genommen wurde und in die Lateinschule kam, der Bildung sich befleißigend. Wie oft ging er zuvor an der Hand der Mutter vom Kalchtor, wo ihr Haus lag, die Straße schnurgerade hinauf zur Martinskirche, wo der Vater im Langhaus bestattet lag, wie er im Testament verfügt hatte: Grabstein und Wappen und Inschrift. Da betete die Mutter mit dem Kleinen, so wie sie's gelehrt worden war, für die Seelenruhe des Vaters und erklärte ihm das Wappen, das er selbst tragen durfte: Den blauen mit goldenen Querbalken versehenen, oben und unten silbern geweckten Schild, darüber den Turnierhelm in blauer und silberner Helmdecke, auf dem Helm ein Kissen mit einer silberfarbenen Kugel, aus der drei schwarze Straußenfedern aufsteigen. Sie konnte nicht ahnen, daß Lazarus einmal zur Mehrung des Wappens beitragen werde. Mit großen Kinderaugen nahm der Bub wahr, was im Langhaus von St. Martin an Bildern, Statuen und Grabsteinen sich befand, sah die Priester in der Tracht der Antoniter, über die die Mutter ihm erzählte, was sie wußte: sie bauten Spitäler und versorgten dort die Kranken, die am Antoniusfeuer litten, an einer Bluterkrankung, die zum Abfaulen der Glieder führte, auch an ansteckenden Krankheiten Leidende wurden behandelt, wußte die Mutter zu berichten, und die mit Fallsucht geschlagenen Menschen, die immer wieder ohnmächtig mit Schaum vor dem Mund auf dem Boden sich wälzten, standen unter ihrer Obhut. Wundersame Dinge erzählte man sich von der Arzneikunst der Antoniter. Und weit drüben im Elsässer Land, im Kloster und Spital Isenheim, da habe ein berühmter Maler, der Mathis Gothart Nithart, den sie den Grünewald nannten, wenige Jahre erst sei es her, gewaltige Bilder gemalt, einen großen Altar, mächtiger als der vorne im Hochchor zu sehende, wo die Wunder des hl. Antonius dargestellt seien, aber auch die Leiden des Herrn und in

überirdischen Farben seine Auferstehung. Sie wisse dies noch von Ruland, dem Vater, der einstmals zwischen den Memminger und Isenheimer Antonitern verhandelt habe.

Solches prägte sich der Bub ein, dem das Lernen nicht schwerfiel, weniger indes behagte ihm das strenge Regiment der Lateinschule, dem sein Temperament sich zu beugen hatte. Und als der Heranwachsende, noch keine fünfzehn Jahre alt, in die große Freiheit entlassen wurde, da suchte er die hohe Schule auf, die berühmte Universität Basel, da lernte er das Elsaß kennen, auf der Reise nach Straßburg. Begleitet von seinem Mentor ritt er des Wegs von Basel einige Stunden nach Norden, sah Isenheim, das Kloster, das Spital, machte Rast und setzte sich der Wucht des Altarwerks aus, das der Franke Grünewald gemalt hatte: Der riesigen Masse des toten Christuskörpers, von den Dornen aufgerissen, den Todesschrei noch im erstarrten Antlitz, die grausam verzerrten Füße, „wie Türe um die Angeln gedreht“ – aber auch die fratzenhaften Dämonen, Teufel, die Gestalten, von den Seuchen der Zeit befallen, wie sie auf den heiligen Antonius einstürmen, Symbole des Bösen: etwa den Gnomen mit den Froschfüßen, den mit widerlichen Geschwüren bedeckten Leib entblößt, vom Antoniusfeuer, der Blutseuche, heimgesucht, den zerfressenen Armstumpf gegen den Heiligen emporreckend. Der Syphilis-Teufel, Symbol der Lustseuche, verhöhnt den bedrängten Heiligen. Lange dauerte die deutende Erklärung der Bilder, die einer der Mönche vermittelte. Von solch eindrücklicher Belehrung nahm der Studiosus Lazarus von Schwendi ein gut Teil mit, auch wenn die Jugend zu ungestümem Treiben verlockte. Dieser Lazarus von Schwendi, kein Mensch von Traurigkeit, aber auch fähig zur Besinnung und innerer Einkehr, hatte das Leben vor sich – ein sehr bewegtes Leben.

So oft Lazarus von Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg mit den Städten und Dörfern Kientzheim, Sigolsheim, Ingersheim, Katzental, Ammerschweier, Türkheim, Morschweier und Wintzenheim, Pfandherr von Kaysersberg und Münster, Pfandherr von Triberg, Pfandherr zu Burkheim, und vor allem Herr zu Kirchhofen mit Kirchhofen, Ehrenstetten, Unter- und Oberambringen, in den letzten Jahren seines bewegten Lebens vom Schloß zu Kirchhofen aus durch die Weinberge zur Bellenhöhe hinaufritt, um am Hohebannstein an der Grenze seiner Herrschaft zu rasten, ließ er hin und wieder sein Roß verschnaufen, denn die erste Strecke durch die Reben hat es in sich. Der gichtgeplagte, hochgewachsene Ritter, dessen männliche Schönheit auch noch im Alter unverkennbar war, blickte dann in das weite Rund, das sich vor ihm auftat: der mächtige Buckel des Belchen, bis in den Mai hinein noch mit Schnee bedeckt, als die geschäftigen Untertanen des Lazarus von Schwendi schon emsig in den Reben arbeiteten, die ferne Höhe des Blauen – und der Schwarzwald dunkelte herunter bis zur Burg Staufen. Zu seinen Füßen ruhten, satt an die Rebhänge geschmiegt, die Dörfer Kirchhofen und Ehrenstetten, und die Gruppen

der stattlichen Höfe von Unter- und Oberambringen dehnten sich mit ihren Feldern und Matten weit bis nahe an die Häuser von Krozingen, Offnadingen und Norsingen. Ein Bild des Friedens!

Daß ihm auf seine alten und kranken Tage ein solches Paradies zuteil wurde, daß seine müden Knochen, in langen und schweren Feldzügen zerwürbt, in dieser südlichen Landschaft, wo sich die Sonne in den Kühlen der Vorbergzone fing und sammelte, daß er sich da wärmen durfte – fürwahr ein unerwartetes Geschenk. Und wenn die Abendglocke zum Engel des Herrn heraufläutete und die Winzer in den Reben ihre Kappen zogen und den Angelus beteten, auf die Hackenstiele gestützt, da konnte auch der hochangesehene und weitberühmte Ratgeber von Kaiser und Fürsten ein demütiges Dankgebet zur Gottesmutter sprechen, deren Gnadenbild drunten in der Kirche verehrt wurde. Ja, in der Tat, es war wohltuend, so nahe bei der Kirche zu wohnen in einem feinen Schloß, mit dem einer wie er schon repräsentieren konnte, in dem es sich leben ließ, zumal bei dem köstlichen Wein, der hier gedieh und der den feurigen Ungarnweinen in nichts nachstand.

Günstig, außerordentlich günstig hatte er dieses Kleinod erwerben können. Und Lazarus von Schwendi war ein nüchterner Rechner – er müßte kein Schwabe gewesen sein, der den Pfennig ein paar Mal umdreht, ehe er ihn ausgibt. Er war's zufrieden und die Leute der Herrschaft und des Kirchspiels Kirchhofen waren's auch: nach all dem jahrzehntelangen Hin und Her, da sie nicht wußten, wohin sie eigentlich gehörten, und welcher Herr für sie zuständig war – ob die Räte der Stadt Freiburg oder einer der mittellosen Ritter, den die Gläubiger jagten – der letzte dieser Sorte lag gar im Schuldurm zu Innsbruck.

Da war es schon ein Glücksfall, daß sich Lazarus von Schwendi, von dem nur Gutes berichtet wurde, für die Herrschaft interessierte. Manches Schreiben ging von den Gemeindeorganen nach Innsbruck zum Erzherzog: er möge doch darum besorgt sein, diesem prächtigen Lazarus die Herrschaft Kirchhofens zukommen zu lassen. Waren nicht die Burkheimer seit Jahren gut mit ihm gefahren? Regelrecht aufgeblüht war dieses Städtchen über dem Rhein unter der weisen Führung des Lazarus. Und was man sich erst über das Städtchen Kientzheim vor Kaysersberg erzählte – ein Augapfel des Lazarus –, die Finger mochte man sich nach einem solchen Herrn schlecken. Doch ehe es soweit war, das dauerte, bis schließlich alles unter den Hammer kam und Lazarus aus der Konkursmasse die schöne Herrschaft Kirchhofen erwarb für einen günstigen Kaufschilling. Erleichtert atmeten die Leute auf, als am 12. Juni 1577 Lazarus von Schwendi die Kaufsumme an die Stadtkasse von Freiburg zahlte. Auch den Freiburgern fiel ein Stein vom Herzen, da sie endlich zu ihrem Geld kamen.

Ja, wenn Lazarus von Schwendi so nachsann: er wußte sich im Einklang mit seinen Leuten von der Herrschaft Kirchhofen, hatte er doch Ordnung in

manches gebracht, was verlottert war, und hatte er den Bewohnern das Gefühl vermitteln können, daß es aufwärts gehe. Die Stationen seines Wirkens sind oft dargestellt worden: die Stiftung eines Spitals in Kirchhofen 1578 – wir können besser von einer Wiederbegründung sprechen, da schon im 15. Jahrhundert in Kirchhofen ein Armenspital bestanden haben soll – jedenfalls sorgte Lazarus von Schwendi für die Bildung eines Spitalfonds, wozu die Clus bzw. die Closen einem neuen sozialen Zweck zugeführt wurden. Verschüttetes brachte Lazarus von Schwendi ans Licht, wie auch sonst: in Kirchhofen lebten seit Beginn des 15. Jahrhunderts Schwestern, sogenannte Beginen, in religiöser Gemeinschaft, von denen wir nicht viel wissen. Sie gehörten jedenfalls jener religiösen Erneuerungsbewegung an, die von den Niederlanden und vom Niederrhein ausgehend auch sehr stark im Oberrheingebiet, vor allem in den Städten, Wurzel schlug. Wir können nur vermuten, daß diese Beginen noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Kirchhofen lebten. Aus dem Spitalfonds wurde auch der Schulmeister besoldet, was zeigt, daß der neue Herr die einfache Schulbildung seiner Untertanen nicht angelegen sein ließ – oder ein anderes Beispiel: die Wiederbelebung des Laurentius-Jahrmarktes in Ehrenstetten, auch hierbei an alte verschüttete Traditionen anknüpfend. Verschüttetes also wurde freigelegt, Handel und Wandel auf den Weg gebracht.

Bei aller Reverenz vor ihrem Herrn, aber mit dem konnte man reden. Bei allem Respekt, der ihm bezeugt wurde – rollten doch manche vornehme Equipagen ins Schloß –, sie wußten: er war auch einer der ihren. Das konnte ja nicht vertuscht werden, daß seine Mutter ein Mädchen aus dem Volk war, die den Sohn nicht auf einem Herrensitz zur Welt gebracht hatte, sondern in einer niederen Bauernstube in Mittelbiberach, auch wenn sein Vater, der Hagestolz Ruland von Schwendi, alles dreingesetzt hatte, daß Lazarus legitimiert werde und in die Erbfolge eintreten konnte. Noch lange, es wurde allenthalben erzählt, trug Lazarus den Bastard-Stern im Wappen. Nicht für ungut also – er hatte es allen denen gezeigt, die hinter seinem Rücken getuschelt hatten, er hatte gezeigt, was aus einer solchen Mischung von Adel- und Bauernblut erwachsen konnte: eine glänzende Karriere, die ihresgleichen in damaliger Zeit suchte.

Und wenn Lazarus von der Bellenhöhe herunterritt, dann mochte er in der tiefstehenden Abendsonne hinüber zum Rhein geschaut haben, der in breiten Flechten wie geschmolzenes Silber gleißte. Und sein Blick blieb an den Türmen des Breisacher Münsters hängen, das an den Tagen, da das Wetter umschlug, zum Greifen nahe lag. Sein Breisach, wo er an Kaisers statt als Burgvogt amtete. Wie lange das schon her war – schier ein Menschenalter! Und sein Auge wanderte den Rheinstrom aufwärts, wo er in Gedanken in Basel halt machte.

Die unbeschwerten Jahre des Studiums in jener Stadt, deren Universität er 1537, gerade 15 Jahre alt, bezog, kehrten zurück: Lazarus a Schwenden



Memmingensis, so steht er in der Matrikel der Universität: Lazarus von Schwendi aus Memmingen. Damals hatte er erstmals die Landschaft am Hoch- und Oberrhein kennen- und liebgelernt, ledig der Fesseln, die die Memminger Ratsherren als Vormünder um ihn geschlungen hatten: ein lustiges Studentenleben, das er, der schwäbische katholische Adlige in der protestantisch gewordenen Reichsstadt Basel führen konnte. Und er wußte, weiter südlich liegt Isenheim, dessen Altar ihm plastisch vor das innere Auge trat. Was er in jungen Jahren geschaut hatte: die grausige Realität der Kriege, die Seuchen, der süßliche Verwesungsgeruch, der über den Schlachtfeldern lag, übertrafen fast noch die Bilder des Matthias Grünewald.

Das Dorf Schwendi, nach dem er sich benannte und das er kaum kannte, und die freie Reichsstadt Memmingen, deren Bürger er war, waren weit, weit weg. Hier in dieser Landschaft hatte er seine zweite, seine eigentliche Heimat gefunden. Er konnte nur leben, wo die Traube gedieh. Wann war er das letzte Mal in seiner oberschwäbischen Heimat gewesen? – Er konnte sich kaum entsinnen. Dafür schoben sich immer wieder die Bilder eines farbigen und bunten Lebens in den Vordergrund, eingefangen in die Erinnerung. Es mischten sich freundliche, helle Farben mit den abweisenden, tristen Farbtönen. Er hatte die Welt gesehen, viele Schlachten geschlagen, sein Horizont war weit geworden. Er beherrschte die Sprache der Gelehrten, das Latein, ebenso wie die Sprache der Diplomaten: er wußte, wie es in der hohen Politik zuing, kannte die Intrigen und war selbst ein Meister des Spiels der Intrigen. Wie anders hätte er sich behaupten können im Wettbewerb um die Gunst der Mächtigen. Da galt es auf der Hut zu sein, die Kräfte genau einzuschätzen, beharrlich auf dem

Posten zu stehen, um im geeigneten Augenblick das Richtige zu tun. Das glatte Parkett des Wiener Kaiserhofes und die Marmorböden des Escorial bei Madrid – wie leicht konnte da ein schwäbischer Landedelmann ausgleiten und zu Fall kommen bzw. zu Fall gebracht werden. Aber: dieser Lazarus von Schwendi kannte seinen Macchiavelli – wofür hatte er studiert und sich die Gelehrtschriften zu Gemüte geführt, auch wenn die Memminger Ratsherren seinerzeit meinten, er habe eher als Bruder Leichtfuß denn als ernsthafter Studiosus in Basel gelebt. Nein, er wußte, wie es an den Fürstenhöfen der Renaissance-Zeit zuging und Nicolò Macchiavelli war ihm ein guter Ratgeber: wie oft war er geneigt zu glauben, daß der Mensch dem Mitmenschen ein Wolf sei, wie es Macchiavelli lehrte, daß Grausamkeit das probate Mittel sei, um im politischen Leben bestehen zu können, wäre da nicht doch ein guter Rest von Frömmigkeit gewesen, von christlicher Überzeugung, die ihm die Grenzen im Kampf aller gegen alle setzte. Über dem Geschäft des Tages, das auch beherrscht sein wollte, vergaß er nie das Größere mitzudenken: das Wohl des Reichen und die Sache Gottes, dessen Kirche auf Erden tief gespalten war. Er verweilte nicht im Vordergründigen und trieb nicht an der Oberfläche. Sein schwäbisches Erbgut, das Sinnierende und Grüblerische, ließ sich nicht unterdrücken, brach vielmehr immer wieder durch und bewahrte den Lazarus von Schwendi davor, daß er sich ganz an die Welt verlor. Freilich: er mußte bestehen, wollte er aufsteigen. Und das wollte er bei Gott! Die Kunst der Diplomatie war gepaart mit Bauernschläue – das hatte er vielen voraus, die mit ihm konkurrierten, da er wußte, wo Barthel den Most holt. Er konnte zur Not ein Pferd auch ungesattelt reiten, ohne gleich heruntergeworfen zu werden. Auf dem Schachbrett des Lebens war er ein Meister des Spiels, dem klar war, welchen Wert ein Bauer hatte. So leicht schlug ihn keiner, da er seine Schachzüge vorausdachte und die gegnerischen Paraden miteinbezog. In der Tat: vorauszudenken war ihm eigen. Mit scharfem Intellekt analysierte Lazarus von Schwendi, der kaiserliche Rat, der Feldobrist, und welche Titel auch immer ihm zugefallen waren, die Befunde seiner Zeit – einer elenden, zerrissenen Zeit – und hielt in Denkschriften an die Mächtigen der Welt fest, was er als Heilmittel zu verordnen hatte, auf daß das Reich wieder gesunde und der Frieden unter den Christen wieder einkehre. Doch wußte er nur zu genau, daß vieles vergebliche Liebesmühe sei – ein Geschick, das allen, die vordenken, beschieden zu sein pflegt, weil das Mittelmaß triumphiert und die Engstirnigkeit der kleinen Geister, wenn auch nur vorübergehend, obsiegt. Er ließ es sich nicht verdrießen, sondern goß seine Gedanken in zahllose Briefe und Memoranden, die er mit den Großen der Welt wechselte – in der Sprache der Gelehrten wie in der Sprache des Militärfachmanns, aber auch in der einfachen Sprache des Volkes, aus dem er kam.

Aber jetzt, in den letzten Jahren seines Lebens, da er sein Kirchhofen hatte, seinen Zufluchtsort, war er müde geworden. Nur noch vereinzelt gingen die Denkschriften an die Fürstenhöfe. Sein welt-

weites Ansehen war ungebrochen, aber sein Rat war nicht mehr so gesucht wie in früheren Zeiten. Um so mehr widmete er sich der Modernisierung seiner Besitzungen und Herrschaften – das Große im Kleinen suchend. Niemand konnte ihm die Erinnerung an seine Leistungen nehmen, aber: was die Nachwelt daraus machte? Lazarus von Schwendi war sich bewußt, daß die Dankbarkeit der einfachen Menschen tiefer und stärker sei als die Huld, die von Fürsten kommt. So verstand er sich als guter Hausvater, sehr biblisch, der einstmaligen Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen hatte. „Wohlan denn, du guter und getreuer Knecht...“ Auch sein eigenes Haus wollte er in Ordnung bringen. Kummer genug hatte er gehabt mit seiner ersten Ehe, aus der der einzige Nachkomme, Hans Wilhelm, stammte, ganz im Schatten des Vaters stehend, unbedeutend, leicht degeneriert und verlottert. Ein kaiserlicher Feldobrist hatte es schwer, eine gute Ehe zu führen und sich der Erziehung des Sohnes zu widmen. Zwistigkeit, Streit, Prozesse – dies die Kennzeichen der Ehe des Lazarus von Schwendi mit der Anna Böcklin von Böcklinsau. Zwar blühte ihm noch ein spätes Glück, als er, schon ein Fünfziger, nach dem Tod der ersten Gattin die Eleonore, Gräfin von Zimmern, ehelichte, zugleich eine informelle Standeserhöhung erreichend, da er, der nur Ritter und Freiherr war, in eine gräfliche Familie einheiratete. Aber: das Leben des Lazarus von Schwendi rann aus. Die gichtigen Schmerzen wurden schier unerträglich. Immer wieder mußte er Einladungen, die ihn weiter weg geführt hätten, ausschlagen. Der fromme Lazarus von Schwendi tritt uns im letzten Lebensabschnitt sehr ausgeprägt entgegen: er war beim alten katholischen Glauben, für den er sich als Politiker, Soldat und Ratgeber eingesetzt hatte, geblieben. Aber: er fühlte sich in seinem Gewissen verpflichtet, die Gewissensfreiheit der anderen in religiösen Fragen zu respektieren. Hier lag er seit Jahren im Konflikt mit seinen österreichischen Herren, die streng auf die Einhaltung der Religionsartikel, d. h. auf die Bewahrung der katholischen Konfession in den Schwendischen Herrschaften pochten. Schwendi beugte sich solchem Verlangen, auch wenn er in seinen letzten Lebensjahren ganz durchdrungen war vom Denken der religiösen Toleranz, die er im privaten Lebenskreis übte. Wenn des Sonntags die Glocken zum Kirchgang riefen, dann fand sich Lazarus in der oberen Kirche zu Kientzheim bei den Klarissen oder in Burkheim oder in Kirchhofen ein – seine Eleonore wohnte derweilen dem evangelischen Gottesdienst in Bischoffingen oder in Wolfenweiler bei. Der Begriff der Ökumene war noch nicht erfunden – vielmehr verschärften sich die konfessionellen Gegensätze in jenen Jahren. Lazarus von Schwendi war seiner Zeit ganz weit voraus, auch in diesen Belangen. Er suchte den Frieden, auch und gerade den Frieden mit Gott, in dem vollen Bewußtsein, daß der Mensch nicht irdische Schätze sammeln soll, die Rost und Motten verzehren, sondern einen Schatz im Himmel.

In den Rebbergen war die Arbeit in vollem Gang, als Lazarus von Schwendi sich zum Sterben legte. Man schrieb das Jahr 1583. Den ganzen Winter über

hatte er sich in Kirchhofen aufgehalten, einige Linderung für seine Leibesschwachheit, wie es heißt, suchend. Die Reben standen gut, die Eisheiligen hatten sich gnädig gezeigt und am 25. Mai, es war ein Samstag, der Tag des hl. Papstes Urban, des Patrons der Winzer, hatten die Leute aus Kirchhofen und Ehrenstetten besonders innig um ein gutes Gedeihen des Jahrgang gefleht. Möge keine hagel-schwangere giftgelbe Wolke im Westen aufziehen und die jungen Triebe unter den Hagelgeschossen begraben! Am 26. Mai, dem Dreifaltigkeitssonntag, beteten die Gläubigen für den Schwerkranken, im nahen Schloß auf den Tod darniederliegenden Herrn von Kirchhofen, der ihnen so sehr ans Herz gewachsen war. Und als am Montag, dem 27. Mai anno domini 1583 das Totengeläut über das Kirchspiel erscholl, wußten alle, wem es galt.

In Kientzheim, in der Kirche Unserer Lieben Frau bei den Töchtern der hl. Klara, wollte Lazarus von Schwendi begraben werden, falls er in den vorderösterreichischen Landen stürbe – dorthin zurückkehren, wo er den Kern seiner eigenen Herrschaft, der Herrschaft von Hohenlandsberg gefunden hatte. Das schlicht gehaltene Totengeleit nahm seinen Weg über Breisach und Burkheim, wo die Fähre den Katafalk über den Rhein holte. Der Zug bewegte sich in einer noch ungeteilten Landschaft des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Die Birkenreiser, die man in Kirchhofen für das bevorstehende Fronleichnamfest geschlagen hatte, wurden zur Trauerzier für den abschiednehmenden Lazarus von Schwendi, dessen mächtige, baumlange Gestalt in der Tracht eines Renaissance-Ritters, geschmückt mit der schönen spanischen Halskrause, der mächtige Kopf mit hoher Stirn und ausgeprägter Nase, alles in roten Sandstein gehauen, bis heute den Besuchern der dunklen oberen Kirche zu Kientzheim entgegentritt. Als er auf dem Sterbebett lag, so ist überliefert, verfügte er, ohne Zeremoniell und Pomp, sondern einfach nach christlicher Art und im Geiste des Evangeliums begraben zu werden. Ohne Inschrift sollte die Grabplatte bleiben, da seine Gestalt mit den Insignien der Kommandogewalt und dem Wappen derer von Schwendi für sich selbst sprach.

Den Einwohnern der Dörfer des Kirchspiels war wohl deutlich geworden, daß ein wichtiger Abschnitt ihrer engeren Geschichte zu Ende gegangen war; der schwache Sohn, dessen zittrige Handschrift dem Kundigen schon alles sagt – vor allem im Vergleich mit der kräftigen Hand, die der Vater



*Denkmal des Lazarus von Schwendi beim Schwendi-Schloß in Kirchhofen, geschaffen von Bildhauer Hubert Bernhard, 1962.*

zu führen pflegte, konnte bei weitem nicht das hohe Niveau halten. Daß er 1599 die Herrschaft Kirchhofen, um die er sich nicht viel gekümmert hatte, verkaufte, war nur folgerichtig. Das Andenken an Lazarus von Schwendi wurde hier nie ausgelöscht – bis auf den heutigen Tag – auch nicht in den übrigen Herrschaften des Lazarus von Schwendi. So verwundert nicht, daß er Schwendi in bleibender Erinnerung bleibt – als eine große Gestalt in schwerer Zeit.

Und wenn er heute Brücken schlagen hilft, wer könnte sich mehr freuen als der Historiker.

\*

Nachbemerkung des Verfassers: Manches ist fabuliert in diesem Bericht; aber das schließt nicht aus, daß die Dinge so gewesen sein könnten!